Willy Brandt

Ein Leben, ein Jahrhundert

Bearbeitet von
Hans-Joachim Noack

1. Auflage 2013. Buch. 352 S. Hardcover
ISBN 978 3 87134 645 3
Format (B x L): 15 x 21,9 cm

Weitere Fachgebiete > Geschichte > Geschichtswissenschaft Allgemein > Biographien & Autobiographien: Historisch, Politisch, Militärisch

schnell und portofrei erhältlich bei

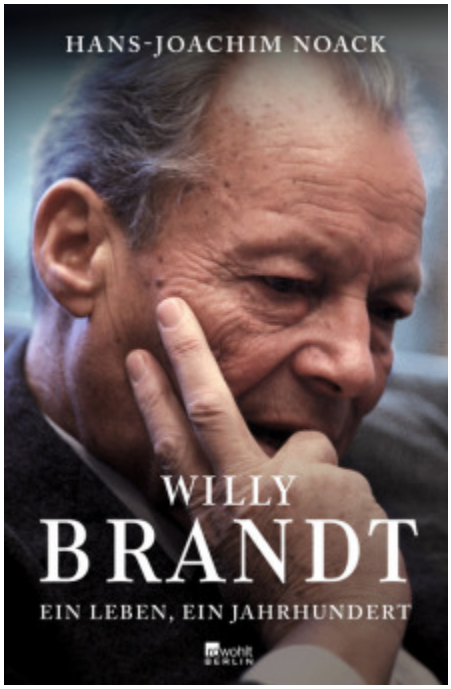
beck-shop.de
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Hans-Joachim Noack

Willy Brandt



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Hans-Joachim Noack

Willy Brandt

**Ein Leben,
ein Jahrhundert**

Rowohlt · Berlin

1. Auflage August 2013
Copyright © 2013 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat Bert Hoppe
Satz aus der Arno Pro
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 87134 645 3

Inhalt

«Ein von Geburt an chronisch einsamer Kerl»
Annäherung an Willy Brandt 7

1. «Halten Sie Ihren Sohn von der Politik fern»
Kindheit und Jugend in Lübeck 17

2. «Als Versprengter einer Armee»
Exil in Norwegen 57

3. «Verhalten sich der Herr Redakteur nun auch wirklich neutral?»
Exil in Schweden 83

4. «Verbrecher und andere Deutsche»
Rückkehr in die zerstörte Heimat 105

5. «Begreife, dass ich Macht will!»
Berliner Kämpfe 127

6. «Aggression auf Filzlatschen»
Bürgermeister und Entspannungspolitiker 149

7. «Feigheit vor Freunden»
Außenminister in der Großen Koalition 187

8. «Notfalls mit einer Stimme Mehrheit»
Der Kanzler des Aufbruchs 209

9. «Der Herr badet gern lau, so in einem Schaumbad»
Krise und Rücktritt 251

10. «Habe meinen Hut ja nur zur Hälfte genommen»
Parteipatriarch und Weltinnenpolitiker 285

11. «Wie im Schraubstock eingeklemmt»
Mensch und Mythos 319

Literaturauswahl 341

Personenregister 345

Bildnachweis 351

«Ein von Geburt an chronisch einsamer Kerl» Annäherung an Willy Brandt

Meine erste persönliche Begegnung mit Willy Brandt datiert vom Sommer 1970. Als Reporter der «Frankfurter Rundschau» durfte ich ihn im niedersächsischen Landtagswahlkampf in seinem Wagen begleiten – ein sonnendurchfluteter Nachmittag, der auf etwas eigentümliche Weise begann.

Weil sein Terminplan das erlaubte, gestattete sich der seit neun Monaten amtierende Regierungschef im abgeschiedenen Ammerland einen kurzen Zwischenstopp. Er genoss gerade die idyllische Natur, als er in einem Birkenhain von einigen Forstarbeitern entdeckt wurde. «Was, Sie hier bei uns im Wald – ist ja doll!», rief ein sichtlich begeisterter junger Mann und riss sich mit einem tiefen Diener die Mütze vom Kopf.

Für einen Politiker und zumal den Tross der Fotografen, den der prominente Spaziergänger auf seiner Tour hinter sich herzog, keine unangenehme Situation, was auch Brandt so zu empfinden schien. Grinsend verschränkte er die Arme über der breiten Brust, und einen Moment lang sah es nach einem flotten Smalltalk aus, doch plötzlich verdüsterte sich seine Miene. «Och, na ja, muss mal sein … mal 'n bisschen die Füße vertreten», nuschelte er fast schon ein wenig unfreundlich, um sich danach ohne ein weiteres Wort in Richtung Auto zu verdrücken.

Eine kleine Szene am Rande, die im Grunde kaum der Erwähnung wert wäre – hätte ich sie nicht anderntags kräftig geschönt. Anstatt den Zeitungslesern einfach mitzuteilen, wie bemerkenswert ungelenk der Wahlkämpfer aus Bonn einen ihm lästigen zufälligen Kontakt abwimmelte, lobte ich ihn. Er habe darauf verzichtet,

schrieb ich, der in seinem Metier verbreiteten Neigung zum billigen Populismus nachzugeben und in der deutschen Provinz «die übliche Kurfürstenschau» abzuziehen.

Bei der Durchsicht alter Artikel, die ich im Laufe der Zeit über Willy Brandt geschrieben hatte, fiel mir eine Reihe ähnlich polierter Passagen auf. Grobe Schnitzer glaube ich mir im Rückblick zwar nicht vorwerfen zu müssen, aber mit welcher Fürsorglichkeit unsereins damals in die Tasten griff, um den ersten sozialdemokratischen Kanzler der Bundesrepublik in möglichst günstigem Licht erscheinen zu lassen, hatte ich weitgehend verdrängt.

Doch so war das in den wildbewegten frühen Siebzigern. Obwohl ich in meinem Beruf keiner Partei angehören wollte, zählte ich mich zumindest als junger Mann zu den «Willy»-Fans – eine eher moralisch motivierte Gefolgschaft, die vor allem der im rechten Lager böse verunglimpften Person wie deren Vita galt. Einem im «Dritten Reich» von den Nazis verfolgten Emigranten und aktiven Widerstandskämpfer die Stange zu halten, der selbst noch nach seinem Einzug ins Bonner Palais Schaumburg kaltschnäuzig als «Vaterlandsverräter» an den Pranger gestellt wurde, verlangte meines Erachtens allein schon der Anstand.

Dabei konnte ich dem Kernstück seiner Politik, einem auf Ausgleich mit den osteuropäischen Staaten angelegten Versöhnungswerk, das den endgültigen Verzicht auf die einstigen, jenseits von Oder und Neiße liegenden deutschen Provinzen einschloss, zunächst nur wenig abgewinnen. Sosehr er mir als Sohn pommerscher Heimatvertriebener in der Heroengestalt des furchtlosen Regierenden Bürgermeisters von Berlin imponiert hatte, so enttäuscht war ich von der abrupten Kehrtwende, die er nach dem Bau der Mauer vollzog. Was in einer bipolar erstarrten Welt die neue Parole vom «Wandel durch Annäherung» tatsächlich bedeutete, erklärte mir erst mein journalistischer Mentor, der spätere FDP-Generalsekretär Karl-Hermann Flach, dem ich im Bundestagswahljahr 1969 meinen Job bei der «Frankfurter Rundschau» verdankte.

In Bonn, wo ich nun regelmäßig im Hauptstadtbüro arbeitete, wurde mir Brandt als schwieriger Charakter geschildert. Der Freund und Rivale Helmut Schmidt etwa pries seine «phänomenale Ausstrahlungskraft auf Massen», die sich im persönlichen Umgang freilich rasch verflüchtige, denn der dröge Grübler aus Lübeck sei «ein von Geburt an chronisch einsamer Kerl». Menschen finde der Spitzengenosse meistens bloß dann interessant, steckten mir Funktionäre in der Parteizentrale, wenn er sie in einer möglichst großen Zahl vor sich habe.

Keine guten Voraussetzungen für einen wie mich, der bei seinen Recherchen nicht selten mit Lampenfieber zu kämpfen hatte – und als ich ihm zum ersten Mal in seinem Amt gegenübersaß, ging das Interview auch prompt daneben. Anstelle der vorher vereinbarten Tour d'Horizon befasste sich der Kanzler derart akribisch mit dem von der Opposition befehdeten Atomwaffensperrvertrag, dass mir am Ende die Zeit davonlief. Genau genommen war es ein Selbstgespräch, in dem er ein über das andere Mal ins Stocken geriet. Noch heute sehe ich ihn vor mir, wie er eine Schachtel mit Streichhölzern aus der Jackentasche hervorkramt, die er seltsam in sich gekehrt zu Figuren zusammenlegt.

Aber solche häufig als «Entrückung» beschriebenen Abwesenheiten verunsicherten mich nur am Anfang. Je öfter ich den Regierungschef und SPD-Vorsitzenden traf, desto mehr gewöhnte ich mich daran, ihm bei der manchmal behäbigen Verfertigung seiner Gedanken gleichsam über die Schulter schauen zu dürfen, zumal dann ja auch die Erträge nicht ausblieben. Einen «Kollegen», wie er mich als ehemaliger Korrespondent gelegentlich etwas kokett titulierte, mit irgendwelchen belanglosen Statements abzuspeisen, kam ihm nie in den Sinn.

In meiner Rückschau auf Willy Brandt, den ich bis in sein Todesjahr hinein in den unterschiedlichsten Situationen erlebte, hat sich mir dieses Bild am stärksten eingeprägt: Es zeigt den leicht verlegen wirkenden Kanzler, der mich mit einem leise hingemur-

melten «Na, wie geht's» empfängt und mir dabei den Arm so steif entgegenstreckt, als wolle er sich seinen Besucher bereits bei der Begrüßung vom Leibe halten – zugleich aber auch einen wohltuend höflichen Menschen.

Traf man ihn außerhalb seines Büros, etwa bei längeren Überseeflügen oder nach strapaziösen Wahlkampftagen im Speisewagen eines Sonderzuges, konnte er durchaus aufblühen. Da gab er am laufenden Band erstaunlich harmlose Witze zum Besten und schmeichelte, wenn die Gläser häufig genug gefüllt worden waren, sogar seiner journalistischen Entourage. Ich erinnere mich noch gerne daran, wie er einmal zu ziemlich später Stunde, als an der Bar der von ihm geliebte Portwein ausgegangen war und ich eine in weiser Voraussicht in der Aktentasche deponierte letzte Flasche hervorzauberte, zu meinen «Ehren» ein damals populäres Chanson anstimmte. Das stammte von der «Schwabinger Gisela» und endete mit dem Refrain «… aber der Nowak lässt mich nicht verkommen».

Doch daraus zu schließen, ich hätte zu ihm, dem seit seinem Warschauer Kniefall vor allem im Ausland hochgeachteten Friedensnobelpreisträger und «guten Deutschen», einen besonderen Draht gehabt, wäre sicher überzogen. Mehr als einem den Eindruck zu vermitteln, man sei in seiner Umgebung gelitten – und dieses Empfinden ab und zu durch kleine, ermutigende Gesten zu bekräftigen –, war von ihm kaum zu erwarten.

Darum ging es mir im Übrigen auch gar nicht. Als eher untypischer «Achtundsechziger», der sich an den seinerzeit misstrauisch beäugten Leitbildern weniger rieb als das Gros seiner strikt antiautoritären Altersgenossen, sah ich in Brandt zuallererst eine Vaterfigur, und das blieb lange so. Zwar endete bei mir mit seinem Abgang als Kanzler die Phase der Schwärmerei, aber bei vielen der dann aufbrechenden innerparteilichen Kontroversen stand ich ihm deutlich näher als seinem technokratisch-pragmatischen Nachfolger Helmut Schmidt.

Natürlich gab es im Laufe seiner Karriere Schwächeperioden, die mir schwer begreiflich erschienen. Dazu gehörte in erster Linie die in meinen Augen haarsträubend laxe Art, in der er seinen grandiosen Wahlsieg vom Herbst 1972 verspielte und sich selbst vor egozentrischen Fluglotsen und Gewerkschaftsbossen wehleidig verkroch. So bänglich hatte ich mir mein Idol, das schließlich auch noch von seinem Zuchtmeister Herbert Wehner dem öffentlichen Spott preisgegeben wurde, nicht vorgestellt – und geradezu wütend machte es mich, als er einer eher läppischen Spionageaffäre wegen im Mai 1974 die Brocken ganz hinschmiss.

Aber schon sechs Wochen nach seinem Rücktritt verrauchte mein Zorn. Auf einer gemeinsamen Fahrt in sozialdemokratische Parteibezirke, die er nun als Vorsitzender inspizierte, begegnete ich wieder dem von mir gemochten, einem bei aller vermeintlichen Verschlossenheit eindrucksvoll zugänglichen Willy Brandt. Ob er über die wahren Motive seiner Demission reden möge, tastete ich mich vorsichtig voran, und der Exkanzler hob bedauernd die Schultern: Soweit sich die unmittelbar auf ihn und sein Verhalten bezögen, sei er sich leider «selbst ein Rätsel».

Zu solchen Sätzen, wie ich sie in seiner Zunft nur selten hörte, war er fähig, und mir fiel in jenem Augenblick ein ähnlich offenherziger ein, den man ihm im Frühsommer 1973 im Jerusalemer King-David-Hotel ablauschen konnte. Zu Hause bereits schwer unter Druck, hatte er auf Staatsbesuch in Israel keinen Hehl aus seiner Freude darüber gemacht, dem innenpolitischen Klein-Klein wenigstens für einige Tage entronnen zu sein, und als ihn einer meiner Kollegen dennoch mit den üblichen heimischen Kabinettsquerelen nervte, ungewohnt schroff reagiert: Er werde «den Teufel tun, hier über derartige Scheißthemen zu reden». Seinerzeit in Nahost, und mehr noch im darauffolgenden September am Rande seines ersten Auftritts im Plenum der Vereinten Nationen in New York, stellte sich selbst beim wohlwollenden Beobachter ein leicht beunruhigender Verdacht ein: Der sensible Regent, so sah es zu-

mindest aus, befand sich da auch ein bisschen auf der Flucht in die große weite Welt. Wie sehr er sich überwinden musste, den nach außen hin vorbildlich glatt verlaufenen Stabwechsel im Kanzleramt einen ganz normalen Vorgang zu nennen, ließ sich allenfalls erahnen. Schließlich galt sein Verzicht über Monate hinweg auch unter politischen Profis als geheimnisumwittert, und ich entsinne mich noch einer Frage, mit der mich im Juli 1974 der rheinland-pfälzische Ministerpräsident Helmut Kohl in Mainz empfing: Ob ich ihm «als Soz» nicht erklären könne, wollte der mittlerweile starke Mann der Opposition vor einem Interview wissen, weshalb sich «der Brandt wirklich vom Acker gemacht» habe? «Der wäre doch auf Jahre hinaus», schob er dann überraschend ehrfürchtig hinterher, «von niemandem zu schlagen gewesen.»

War es frommer Selbstbetrug, wenn sich der Exkanzler jetzt damit tröstete, der Parteivorsitz sei der im Grunde bedeutendere Job? In Wahrheit wurmte ihn mächtig, dass ihm sein Nachfolger als Ökonom schnell den Rang ablief, und ebenso wenig kam er mit der Fülle der Ungereimtheiten zurande, die nach seiner Ansicht den «Fall Guillaume» überschatteten. «Diese ekelhafte deutsch-deutsche Spießerkomödie», hörte ich ihn einmal verächtlich zwischen den Zähnen hervorpressen, doch seine später bis zur fixen Idee gesteigerte Vermutung, Herbert Wehner habe womöglich an ihr mitgewirkt, behielt er vorerst für sich.

Es dauerte eine Weile, bis sich der innenpolitisch häufig schwankende Vorsitzende wieder stabilisiert zu haben schien; eine Folge auch seiner beträchtlichen Reputation im Ausland. Wer ihm gelegentlich dabei zusehen durfte, mit wie viel Engagement er sich selbst in Phasen eigener harter Bedrängnis etwa um die «Nelkenrevolution» in Portugal und danach den Übergang Spaniens zur Demokratie gekümmert hatte, wunderte sich darüber kaum. Seit 1976 stand er nicht nur der Sozialistischen Internationale (SI) vor, sondern war außerdem vom Weltbank-Präsidenten Robert McNa-

mara zum Chef der sogenannten Nord-Süd-Kommission berufen worden – für den ehrgeizigen Willy Brandt beides Ämter, die seinem Denken in möglichst großen Zusammenhängen entsprachen.

Und er kniete sich rein. Ins Gedächtnis eingegraben hat sich mir vor allem der 14. SI-Kongress im November 1978 in Vancouver, wo ihn die gastgebenden kanadischen Genossen mit wahren Elogen überhäuften. «Kein Zweiter», feierten sie den Deutschen, habe «in puncto Gerechtigkeit mehr auf den Weg gebracht als er», und nach einer frenetisch bejubelten Rede, in der es ihm insbesondere um die Unterstützung und den Ausbau sozialistischer Organisationen in Schwellenländern ging, erwies sich die Wiederwahl nur noch als Formsache.

Dabei war ihm einer angeblich fiebrigen Grippe wegen einige Male die Stimme weggeblieben – was ich abends in seiner Suite etwas flapsig dramatisierte. Vom Rotwein angeheitert, veralberte ich seinen Gesundheitszustand leicht verwegen als äußerst besorgniserregend, und auf seine spöttische Rückfrage, ob ich vielleicht «im Nebenberuf Heilpraktiker» sei, flunkerte ich munter weiter: Nein, das wolle ich zwar nicht behaupten, verstünde mich aber tatsächlich auf «die Kunst der Irisdiagnose».

Umso beklemmender dann die Nachricht, dass nach seiner Heimkehr ein Herzinfarkt festgestellt wurde. Wie bereits im Herbst 1972, als er sich auf dem Gipfel seiner Kanzlerkarriere einer mit schweren Depressionen einhergehenden Kehlkopfoperation unterziehen musste, verschwand er wortlos von der Bildfläche, während die geheimniskrämerische sozialdemokratische Informationspolitik das Schlimmste befürchten ließ.

Aber diesmal kam es ganz anders. Nach einem mehrwöchigen Klinikaufenthalt und anschließender Rehabilitation in Südfrankreich präsentierte sich Willy Brandt im Frühjahr 1979 einer erstaunten Öffentlichkeit fast wie einem Jungbrunnen entstiegen. Der inzwischen fünfundsechzig Jahre alte Genussmensch wirkte nicht nur körperlich fit, sondern auch psychisch ausgeglichener

denn je und war fest entschlossen, sein Leben in neue Bahnen zu lenken. Dass er sich zuerst angesichts einer seit längerem kriselnden Ehe von der allseits beliebten Rut trennte, nahm man ihm in meinen Kreisen allerdings übel.

An seiner Seite zeigte sich nun immer öfter eine zweiunddreißigjährige Genossin, die Historikerin, Publizistin und vormalige Chefredakteurin der «Berliner Stimme», Brigitte Seebacher, für die ich zu Beginn der Siebziger Artikel über den damals aufmüpfigen SPD-Bezirk Hessen-Süd geschrieben hatte – eine politisch versierte wie persönlich höchst eigenwillige Frau. Sie stand von Anfang an im Verdacht, den kontaktscheuen Vorsitzenden kühl kalkuliert zu vereinnahmen und seiner Partei zu entfremden.

Zunächst stärkte sie wohl eher seine Widerstandskraft. So verlässlich der Altkanzler bis dahin bereit gewesen war, seinen Nachfolger zunächst sogar noch nach dem von diesem initiierten und in der SPD heftig umstrittenen Nato-Doppelbeschluss zu stützen, so sehr verschlechterte sich jetzt ihr Verhältnis. Aus der Rückschau betrachtet, war das auch meine schwierigste Zeit mit Brandt. Sein aufreizend «kräftiges Sowohl-als-auch», mit dem er sich gegen alle Erscheinungsformen eitel überzogener Selbstgewissheit wandte, machte mir insbesondere in der Schlussphase des zweiten sozialliberalen Kabinetts zu schaffen. «Willy Wolke», wie man ihn da bisweilen verhöhnte, schien zu präzisen Auskünften kaum noch bereit. Wollte er seine SPD nun so lange wie irgend möglich an der Macht halten – oder überwog die Angst, sie könne im Schlepptau eines «Raketenkanzlers» in zwei irreversibel miteinander verfeindete Lager zerfallen? Solche Überlegungen, wich der Vorsitzende in den letzten Wochen des Bündnisses aus, seien angesichts der Haltung der FDP, die jede sich bietende Chance zum Absprung nutzen werde, «fast schon obsolet».

Dass er sein Interesse an der Koalition und ihren Projekten verloren hatte, ließ sich nie konkret belegen, doch die Indizien sprachen dafür. Binnen weniger Monate distanzierte sich Brandt nach

dem Ende Schmidts von den meisten bedeutsamen Richtungsentscheidungen, die sich mit dem Namen seines Kollegen verbanden, um dem «Ex» im November 1983 sein Waterloo zu bescheren. Auf einem SPD-Konvent in Köln, der das Nachrüstungskonzept begrub, standen von den mehr als vierhundert Delegierten nur noch vierzehn hinter dem Beschluss. Für den stolzen Hanseaten ein Desaster, aber der Parteichef winkte ab. «Na und?», frohlockte er nach dem Votum. Es war das kürzeste Interview, das ich je mit ihm führte.

Willy Brandt wirkte gelöst, und das sicherlich nicht bloß deshalb, weil er sich in einer hochbrisanten Sachfrage durchgesetzt hatte. Mit dem von der FDP erzwungenen Abgang des Kanzlers und Herbert Wehners leisem Verschwinden ins Private war er jetzt der letzte «Troikaner» und genoss das politische Überleben. «Links und frei», so schon der Titel seiner 1982 veröffentlichten Retrospektive auf die jungen Jahre, übernahm er unangefochtener denn je in der SPD das Zepter. Er wolle ihr «Feuer unter dem Hintern machen», diktierte er mir Mitte der Achtziger einmal in den Block, «aber sie auch obenherum wärmen.»

Der Vorsitzende in der Pose des Präzeptors und Patriarchen: «Über den Tag hinaus denken» hieß nun seine Devise, unter der er nach Konstellationen für eine wieder mehrheitsfähige Sozialdemokratie Ausschau hielt. Die Partei brauchte einen neuen Partner, und wer anders konnte dafür in Frage kommen als die 1980 aus der Taufe gehobenen, von Helmut Schmidt als «Blumenkinder» verschmähten «Grünen»? Sosehr es ihm missfiel, dass die auf ihrem «eigenen Laden» bestanden hatten, so unbeirrbar vertraute er seinem Gespür für künftige Entwicklungen.

Doch der größere Teil des SPD-Establishments mochte Brandt nicht folgen, und nach der Niederlage der Sozialdemokraten bei der Bundestagswahl 1987 blieb er als Parteichef nur noch wenige Wochen im Amt. Kritische Stimmen, die besonders laut wurden, als er die parteilose Politologin Margarita Mathiopoulos zur Vor-

standssprecherin zu ernennen gedachte, beförderten seinen Entschluss.

Und ich lernte ihn nach seinem Ausstieg in einer bis dahin so nie erlebten Verfassung kennen. In einer Mischung aus Enttäuschung und Wut zog er mit ungewöhnlich harschen Sätzen über die «geistige Enge» einiger seiner Genossen her, um sich dann allerdings rasch wieder zu fangen und energisch zur Ordnung zu rufen: In den paar Jahren, die ihm vielleicht noch bevorstünden, knurrte er grimmig, «bloß nicht verbittern!».

Aber das gelang ihm vermutlich nur in Maßen. Seine Rechte als Ehrenvorsitzender nahm er kaum noch in Anspruch, sondern verschanzte sich, sofern er nicht mit Hingabe die globalen Kontakte pflegte, in seinem schlichten Büro am Bonner Tulpenfeld – und je näher die Wende von 1989 heranrückte, desto mehr entpuppte er sich bei aller Internationalität als aufgeklärter deutscher Patriot, was er im Grunde seines Herzens wohl immer war. Glücklicher als an einem Nachmittag Ende Januar 1990 im historischen Tivoli zu Gotha, wo sich anno 1875 Ferdinand Lassalle und August Bebel die Hand zur Gründung einer «Sozialistischen Arbeiterpartei» gereicht hatten, sah ich ihn jedenfalls zu keiner Zeit mehr.

Im März 1992 dann unser letztes Gespräch. Der nach einer Darmkrebsoperation bereits schwer gezeichnete Willy Brandt bot mir ein «Zusammensein im Rahmen des Möglichen» an – nun tatsächlich die beim ersten Treffen abgebrochene Tour d'Horizon, die er zu meinem Erstaunen auf nahezu fünf Stunden ausdehnte. Von seiner Einschätzung der Lage der SPD über jene Deutschlands und der Welt bis hin zu eher privaten Fragen sparte er dabei nur wenige Themen aus und legte selber noch nach. «Letzte Wahrheiten», sagte er zwischen zwei längeren Pausen, seien ihm zwar suspekt, aber «Urteile über Personen und Sachen» – und manches, was auch er so getrieben habe – halte er schon für erlaubt.

«War doch abgemacht», unterbrach er sich einmal lachend, «dass ich das nicht mehr lesen muss … oder?»

1. «Halten Sie Ihren Sohn von der Politik fern» Kindheit und Jugend in Lübeck

Gegen Ende der fünfziger Jahre gehört der Sozialdemokrat Willy Brandt zu den am meisten beachteten Politikern der Bonner Republik. Seit er 1957 zum Regierenden Bürgermeister von Westberlin gewählt wurde und die USA seine eindrucksvolle Standhaftigkeit auf diesem Vorposten der freien Welt rühmen, ist er zum Shootingstar seiner Partei aufgestiegen. Kaum jemand zweifelt daran, dass sie ihn für die nächste Bundestagswahl im September 1961 als Spitzenkandidat nominieren wird.

Dass er dem greisen Kanzler Konrad Adenauer auf Anhieb wirklich die Macht entreißen und der SPD zum lange ersehnten Durchbruch verhelfen könnte, hält das Gros der Deutschen allerdings für wenig wahrscheinlich – und im Übrigen auch gar nicht für wünschenswert. Immerhin haftet dem einstigen Emigranten der Ruch des Vaterlandsverräters an, und die Tatsache, dass er unehelich geboren wurde, gilt in der noch überwiegend konservativ-bigotten Nachkriegsgesellschaft als moralischer Makel. Einem solchen Mann das wichtigste öffentliche Amt anzuvertrauen, ist für einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung unvorstellbar.

Um den Bedenkenträgern den Wind aus den Segeln zu nehmen, entschließt sich der ehemalige Korrespondent zu einer Art Vorwärtsverteidigung. Er engagiert einen Ghostwriter, der sich unter dem Pseudonym Leo Lania schon in den Jahren der Weimarer Republik als investigativer Journalist und Romancier einige Meriten erworben hat, und diktiert ihm im Herbst 1960 seinen «Lebensbericht».

Was seine Wurzeln betrifft, bleibt jedoch auch dieser in man-

chen Passagen etwas schwülstige Text ziemlich vage. Über der frühen Kindheit, bedauert der abwechselnd in der ersten und dritten Person Singular erzählende Willy Brandt, hänge leider ein dichter Schleier. «Wie Strandgut auf den Wellen der nordischen See», so gibt er zu Protokoll, zeigten sich in seiner Erinnerung an jene Zeit «schemenhaft Gestalten und Gesichter», die dann allerdings gleich zerflössen und vor seinen Augen verschwänden. Dass der am 18. Dezember 1913 in Lübeck unter dem Namen Herbert Ernst Karl Frahm zur Welt gekommene Knabe «ich selber war», falle ihm «schwer zu glauben».

Über seine Eltern erfahren die Leser nur wenig. Die bei seiner Geburt neunzehnjährige Mutter Martha bezeichnet der Autor nicht ohne Respekt als «tüchtige kleine Verkäuferin im Konsumverein», während er sich zum Vater in der denkbar distanziertesten Form äußert: Dem sei er nie begegnet, habe nicht einmal gewusst, wer er war, und es auch nie wissen wollen.

Das mag für den jungen Herbert zutreffen – der aus der skandinavischen Emigration zurückgekehrte Willy Brandt dagegen weiß bereits seit 1947 Genaueres, aber darüber schweigt er konsequent. Da sich der Erzeuger, den er problemlos hätte ausfindig machen können, nicht nach ihm erkundigt habe, halte sich auch seine Neugier in Grenzen, bescheidet er unbeirrbar allen, die nach dem Grund seiner Gleichgültigkeit forschen. Erst seine dritte Ehefrau, die Publizistin Brigitte Seebacher, lockt ihn in den achtziger Jahren aus der Reserve.

Doch als er sich in den 1989 erschienenen und nun durchgehend von eigener Hand verfassten Memoiren endlich als Spross eines 1958 in Hamburg verstorbenen Lehrers namens John Heinrich Möller zu erkennen gibt, regt das kaum noch jemanden auf. Die Öffentlichkeit interessiert sich eher dafür, was der längst weltweit hofierte Sozialdemokrat über die Hetzkampagnen zu Beginn seiner bundespolitischen Karriere zu sagen hat. Damals hatte Konrad Adenauer die ungeklärte Herkunft seines Rivalen zum Reiz-

thema aufgebläht, um dann lustvoll gegen diesen «Herrn Brandt alias Frahm» zu Felde zu ziehen.

Weshalb er seinerzeit nicht einfach «zurückgeschlagen» und die «banale Personalie» ungeniert «auf den Tisch» gelegt habe, fragt sich der sechsundsiebzigjährige Altkanzler nun selber und offenbart sich den Lesern als ein immer wieder seltsam gehemmter und zumal im Privatbereich beschwerlich «unbeholfener» Mensch. Mit den Umständen seiner Geburt sei ihm von Kindesbeinen an ein tiefsitzender, schmerzender «Stachel» eingepflanzt worden.

Der SPD-Spitzenkandidat von 1961 mag sich über solche Empfindungen noch nicht verbreiten. Als Regierender Bürgermeister pflegt er im geteilten Berlin das Image eines hochdynamischen Frontstadt-Kommandanten, dessen Medienstrategie amerikanischen Mustern folgt – und dieser auf möglichst unkomplizierte Rezeption seiner Vita bedachte Grundton bestimmt auch die von Leo Lania aufgezeichnete Rückschau. Welche Probleme ihm als Junge zu schaffen machen und wie sehr er sich in dieser Phase insbesondere nach einer männlichen Bezugsperson sehnt, verpackt der Ghostwriter bestenfalls in lockere Anekdoten.

Vermutlich leicht überzogen schildert er etwa jenen Augenblick, als der Großvater Brandts aus dem Ersten Weltkrieg heimkehrt. Obwohl der 1914 zu den Waffen gerufene Soldat Ludwig Frahm dem Enkel eigentlich fremd sein muss und «nach Schweiß, nassem Leder, Pulver und Öl stinkt», klettert der zutrauliche Steppke sofort auf seinen Schoß. Ihm zärtlich die Bartstoppeln kraulend, sagt er von Stund an «Papa» zu ihm.

Bis dahin verlaufen die Jahre, in denen der stille Herbert im Lübecker Arbeiter-Vorort St. Lorenz aufwächst, in einem nach seinen späteren Bekundungen ziemlich öden Gleichmaß. Weil die Mutter den Unterhalt zu verdienen hat und sich bei einem Wochenlohn von zwanzig Mark nur an Sonntagen um ihren Sohn kümmern kann, lässt sie ihn von einer Nachbarin versorgen. Materiell geht es

ihm nicht schlecht; das belegen Fotos, auf denen er stolz in adretten Matrosenanzügen und einmal gar mit Pickelhaube auf dem Kopf posiert. Doch es fehlt ihm häufig die Nestwärme.

Er wolle «das mit der schwierigen Kindheit nicht dramatisieren», versichert der gerade zum SPD-Chef gewählte Politstar 1964 im Gespräch mit dem TV-Journalisten Günter Gaus, und es scheint ihm wichtig zu sein, der aufstiegsorientierten Mutter beste Absichten zu unterstellen. In seinem Bild, das er sich von ihr bewahre, sei sie «auf eine unverkrampfte Art naturverbunden und kulturhungrig» – eine umtriebige, strebsame Dame, die der sozialistischen «Freien Jugend» angehört und ein Abonnement bei der Lübecker «Volksbühne» besessen habe.

In Wahrheit hat er zu ihr wohl ein eher ambivalentes Verhältnis. Sosehr sich Willy Brandt nach dem Zweiten Weltkrieg um gute Kontakte zu seiner Familie bemüht, so unverblümt bringt er als alter Mann zu Papier, welchen Ursachen er seine Neigung zur Introvertiertheit anlastet: Da ihn die «Frau, die meine Mutter war», wie er eisig notiert, oft sich selbst überließ, habe er lange mit sich allein auskommen müssen, weshalb es ihm schwergefallen sei, seine «Gefühle und innersten Gedanken mit anderen zu teilen».

Doch als er knapp sechs Jahre alt ist und zu niemandem eine «wirkliche Nähe» verspürt, tritt ja gottlob der Großvater in sein Leben. Der stammt aus dem Mecklenburgischen, wo er sich auf einem gräflichen Landgut als miserabel behandelter Knecht durchgeschlagen hat, bis er sich zu Beginn des Jahrhunderts mit den Seinen ins nahegelegene Lübeck aufmacht. In St. Lorenz richtet er sich als Lastwagenfahrer zunächst in der Meierstraße 16 ein – später Herberts Geburtshaus –, aber dann stirbt unverhofft seine Frau Wilhelmine. Mit einer neuen, der erst dreiunddreißigjährigen Dorothea Sahlmann, die ihm 1919 angetraut wird, zieht er in eine von der Firma bereitgestellte Werkswohnung und unterstützt zugleich seine Tochter, indem er deren Sohn zu sich nimmt.